

rowohlt
e-BOOK

**PHILIP
KERR**

Alte Freunde –
neue Feinde

Roman

Manteltasche. «Willst du eine?»

«Hast du die auch gestohlen?» Aber ich nahm eine und senkte den Kopf über das Streichholz, das sie angerissen hatte.

«Immer der Detektiv», murmelte sie und fügte ein wenig ärgerlicher hinzu: «Tatsächlich sind die Zigaretten ein Geschenk von einem der Yanks. Einige von ihnen sind noch Jungens, weißt du. Sie können sehr nett sein.»

«Ich wette, daß sie das können», hörte ich mich knurren.

«Sie unterhalten sich gern, das ist alles.»

«Ich bin sicher, daß dein Englisch immer besser wird.» Ich lächelte breit, um jeden Anflug von Sarkasmus zu entschärfen, der in meiner Stimme war. Dies war nicht der rechte Augenblick. Jedenfalls noch nicht. Ich fragte mich, ob sie etwas über die Flasche Chanel sagen würde, die ich kürzlich in einer ihrer Schubladen versteckt gefunden hatte. Doch sie erwähnte sie nicht.

Lange nachdem Kirsten in ihre Snackbar gegangen war, hörte ich ein Klopfen an der Tür. Immer noch nervös wegen des toten Russen, steckte ich die Automatik in die Jackentasche, bevor ich auf das Klopfen reagierte.

«Wer ist da?»

«Dr. Nowak.»

Wir hatten unser Geschäft rasch erledigt. Ich erklärte ihm, daß mein Informant im Hauptquartier der Sowjetischen Streitkräfte durch einen Anruf auf der Überlandleitung bei der Polizei in Magdeburg, der Wernigerode nächst gelegenen Stadt in der Zone, die Bestätigung erhalten hatte, daß Frau Nowak in der Tat vom MVD in «Schutzhaft» gehalten wurde. Bei Nowaks Rückkehr würden er und seine Frau umgehend wegen «Arbeiten, die für die Interessen der Völker der Union der Sowjetrepubliken lebenswichtig sind», nach Charkow in der Ukraine deportiert werden.

Nowak lächelte grimmig. «Das war zu erwarten», seufzte er. «Der größte Teil ihrer metallurgischen Forschung ist dort konzentriert.»

«Was werden Sie jetzt machen?» fragte ich.

Er schüttelte den Kopf mit einem solchen Ausdruck von Mutlosigkeit, daß er mir richtig leid tat. Aber Frau Nowak tat mir noch mehr leid. Sie saß in der Klemme.

«Nun, Sie wissen, wo Sie mich finden können, falls Sie meine Dienste weiterhin benötigen.»

Nowak deutete auf den Sack Kohlen, den er mit meiner Hilfe aus seinem Taxi hereingetragen hatte, und sagte: «So wie Ihr Gesicht aussieht, schließe ich, daß Sie sich die Kohlen verdient haben.»

«Sagen wir einfach, selbst wenn ich sie alle auf einmal verfeuern würde, wäre dieses Zimmer kaum wärmer.» Ich hielt inne. «Es geht mich ja nichts an, Dr. Nowak, aber werden Sie zurückkehren?»

«Sie haben ganz recht, es geht Sie nichts an.»

Ich wünschte ihm jedenfalls Glück, und als er fort war, trug ich eine Schaufel voll Kohlen in das Wohnzimmer und machte mit einer Sorgfalt, die nur durch zunehmende Vorfreude auf eine warme Wohnung beeinträchtigt wurde, Feuer im Ofen.

Ich verbrachte einen angenehmen Morgen, auf der Couch liegend, und hatte beinahe Lust, den Rest des Tages zu Hause zu bleiben. Aber am Nachmittag holte ich mir einen Spazierstock aus dem Schrank und humpelte zum Kurfürstendamm, wo ich, nachdem ich wenigstens eine halbe Stunde Schlange gestanden hatte, eine Straßenbahn nach Osten erwischte.

«Schwarzer Markt», rief der Schaffner, als der alte zerstörte Reichstag in Sicht kam, und die Bahn leerte sich.

Kein Deutscher, so anständig er auch sein mochte, war sich zu fein, nicht hin und wieder ein kleines Schwarzmarkt-Geschäft zu machen, und angesichts eines durchschnittlichen Wocheneinkommens von etwa

200 Mark – genug, um eine Schachtel Zigaretten zu kaufen – hatten selbst rechtmäßige Geschäfte reichlich Anlaß, auf Schwarzmarktartikel zurückzugreifen, um Angestellte zu bezahlen. Die Leute benutzten ihre im Grunde wertlose Reichsmark nur, um die Miete zu bezahlen und ihre kärglichen Lebensmittelrationen zu kaufen. Für einen Studenten der klassischen Ökonomie bot Berlin das vollkommene Modell eines Warenkreislaufs, der von Habgier und Not bestimmt wurde. Vor dem geschwärzten Reichstag, auf einer Fläche von der Größe eines Fußballfeldes, standen nahezu tausend Menschen in tuschelnden Grüppchen herum, die etwas verkaufen wollten, das sie vorzeigten wie Pässe an einem belebten Grenzübergang: Süßstoffpäckchen, Zigaretten, Nähmaschinennadeln, Kaffee, Lebensmittelmarken (meist gefälscht), Schokolade und Kondome. Andere wanderten herum, blickten mit betonter Verachtung auf die Artikel, die man ihnen zur Prüfung hinhielt, und suchten weiter nach den Waren, deretwegen sie hergekommen waren. Es gab nichts, was man hier nicht kaufen konnte: von der Eigentumsurkunde über einen ausgebombten Besitz bis zu einer gefälschten Entnazifizierungsurkunde, die dem Besitzer bestätigte, er sei frei von nazistischer «Infizierung» und somit in einer Stellung zu beschäftigen, die der Kontrolle der Alliierten unterlag, sei es nun als Orchesterdirigent oder als Straßenfeger.

Doch es waren nicht nur Deutsche, die hier handelten. Ganz im Gegenteil. Die Franzosen kamen, um für ihre Mädchen zu Hause Schmuck, die Briten, um Kameras für ihren Urlaub am Meer zu kaufen. Die Amerikaner kauften Antiquitäten, die in einer der vielen Werkstätten am Savignyplatz fachmännisch gefälscht worden waren. Und die Russen kamen, um ihren für Monate nachgezählten Sold für Uhren auszugeben; hoffte ich jedenfalls.

Ich stellte mich neben einen Mann, der an Krücken ging und dessen künstliches Bein oben aus einem Rucksack ragte, den er auf dem

Rücken trug. Ich hielt meine Uhren an den Armbändern hoch. Nach einer Weile blickte ich meinen einbeinigen Nachbarn mitfühlend an, der offensichtlich nichts zum Vorzeigen hatte, und fragte ihn, was er verkaufe.

Er preßte seinen Hinterkopf gegen den Rucksack: «Mein Bein», sagte er, ohne eine Spur von Bedauern.

«Das ist schade.»

Sein Gesicht zeigte stumme Resignation. Dann warf er einen Blick auf meine Uhren. «Hübsch», sagte er. «Vor einer Viertelstunde war ein Russe hier, der nach einer guten Uhr suchte. Für zehn Prozent würde ich nachsehen, ob ich ihn für Sie aufstöbern kann.»

Ich versuchte mir auszumalen, wie lange ich vielleicht hier stehen mußte, bevor ich einen Käufer fand. «Fünf», hörte ich mich sagen. «Wenn er kauft.»

Der Mann nickte und schlingerte auf einem Bein und zwei Krücken in Richtung Krolloper. Zehn Minuten später war er wieder da, schweratmend und nicht von einem, sondern von zwei russischen Soldaten begleitet, die, nach einer großen Feilscherei, die Pilotenuhr und die goldene Patek für 1700 Dollar kauften. Als sie verschwunden waren, zählte ich neun schmierige Scheine von dem Notenbündel ab, das sie mir gegeben hatten, und reichte sie ihm.

«Vielleicht können Sie sich das Bein jetzt selber anschnallen.»

«Vielleicht», sagte er schniefend, doch ich sah, daß er es später für fünf Stangen Winston verkaufte.

An diesem Nachmittag hatte ich kein Glück mehr und beschloß, nachdem ich die zwei übriggebliebenen Uhren am Handgelenk befestigt hatte, nach Hause zu gehen. Als ich jedoch an dem geisterhaften Gerippe des Reichstages mit seinen zugemauerten Fenstern und der gefährlich aussehenden Kuppel vorbeikam, änderte ich meine Meinung, als ich ein bestimmtes Graffito sah, das an die

Wand geschmiert war und mir auf den Magen ging: «Was unsere Frauen tun, bringt einen Deutschen zum Weinen und einen GI auf Trab.»

Der Zug nach Zehlendorf und in den amerikanischen Sektor von Berlin brachte mich fast bis zur Kronprinzenallee und zu *Johnny's American Bar*, in der Kirsten arbeitete, weniger als tausend Meter vom US-Hauptquartier entfernt.

Es war mittlerweile dunkel, als ich die Bar fand, hell erleuchtet und lärmend, mit beschlagenen Fenstern und zahlreichen davor geparkten Jeeps. Ein Schild über dem schäbig aussehenden Eingang verkündete, daß die Bar nur für die ersten drei Dienstgrade geöffnet sei, was immer darunter zu verstehen war. Vor der Tür war ein alter Mann in einer igluförmigen Hütte - einer der vielen tausend Kippensammler der Stadt, der davon lebte, daß er Stummel aufsammelte: Wie Prostituierte hatte jeder Kippensammler sein eigenes Revier, und am begehrtesten war das Pflaster vor amerikanischen Bars und Clubs, wo ein Mann oder eine Frau an einem guten Tag an die hundert Stummel auflesen konnte: genug für etwa zehn oder fünfzehn ganze Zigaretten, die zusammen etwa fünf Dollar wert waren.

«He, Onkelchen», sagte ich, «wollen Sie sich vier Winstons verdienen?» Ich nahm das Päckchen heraus, das ich am Reichstag gekauft hatte, und schüttelte vier Zigaretten in meine Handfläche. Die wäßrigen Augen des Mannes wanderten begierig von den Zigaretten zu meinem Gesicht.

«Was soll ich machen?»

«Zwei jetzt, und zwei dann, wenn Sie kommen und mir sagen, wann diese Dame hier rauskommt.» Ich gab ihm ein Foto von Kirsten, das ich in meiner Brieftasche hatte.

«Hübsche Puppe», feixte er.

«Kümmern Sie sich nicht darum.» Ich wies mit dem Daumen auf ein